

**„Da schau her...!?“
Über die Macht der Bilder**

Es gehört zu den Zeichen unserer Zeit, dass wir in einer Zeit des Zeigens leben. Ihr akustisches Signal ist der Befehlston: „Zeig's mir!“. Der Inhalt dieses kategorischen Imperativs zielt jedoch auf die Optik: „Egal um was es geht: Die Optik muss stimmen!“ Sich ins rechte Bild rücken, ein gutes Bild abgeben – darauf kommt es heute an. Überall muss etwas für's Auge geboten werden. Entscheidend ist, ob und dass wir etwas vorzuweisen haben, das ansehnlich ist und Blicke auf sich zieht. „Zeig, wer Du bist, was du kannst oder drauf hast!“

Das Design hat mit dem Dasein gleichgezogen. Die Form ist ebenso wichtig wie die Funktion – und manchmal kaufentscheidend. Bei Funktionsgleichheit gibt den Ausschlag, welches Produkt „formschöner“ gestaltet ist. Dies gilt auch, wenn Menschen sich „verkaufen“ müssen. Ohne Design, Image- und Stilpflege kommen sie nicht weit. Styling heißt hier: darstellen, als wer oder was man gesehen werden will. Jemand zu sein ist heute unmöglich, ohne zugleich etwas darzustellen und sich darzustellen. Die Welt ist eine Bühne. Wer auf ihr eine Rolle spielen will, muss sich in Szene setzen können. Man/frau muss auffallen. Und das gelingt nur, wenn die Optik stimmt. Der moderne Mensch muss ein Augenmensch sein.

In unserer Zeit wird alles, was Sinn beansprucht, auf seine Sinnestauglichkeit geprüft. Der Leitsinn dieser Zeit ist der Seh-Sinn. Was nicht sichtbar gemacht werden kann, bleibt im Vagen, Ungefähren, Mutmaßlichen, Unwirklichen. Nur das gewinnt Aufmerksamkeit und Bedeutung, was sich sehen lassen

kann. Unter dieser Rücksicht ist es um mich hier und jetzt schlecht bestellt. Erwartet wird von mir ein kleiner Text, der in kurzen Schritten von der Macht der Bilder in Gegenwart und Geschichte, in Religion und Ästhetik handelt. Für diesen Text steht mir als Medium nur das gesprochene Wort zur Verfügung – und dessen Potential an Sinnlichkeit ist ziemlich begrenzt. Mit meinem Text über Bilder will ich Ihr Gehör finden – paradox genug. Aber vielleicht entstehen in Ihrem Kopf ein paar Hörbilder...

Wer heute etwas zu sagen hat, kann nicht mehr allein auf die Macht des Wortes setzen. Die Macht der Bilder ist stärker. „Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte – eine Binsenweisheit. Jede Macht lässt sich steigern durch die Macht des Bildes. Der Kampf um die Macht ist stets auch ein Kampf um Bilder – um die Bilder der Macht. Lediglich die Schauplätze und die Beteiligten dieses Kampfes sind jeweils andere. Die Logik des Macht- und Bilderkampfes bleibt jedoch gleich. Es geht darum, die Herrschaft über die Macht der Bilder zu eringen – oder ihre Macht zu brechen. Die erste Maßnahme nach einem Machtwechsel ist darum oft der „Bildertausch“. Die Bilder der Vorgänger werden verbannt und man sorgt dafür, dass das eigene Porträt in Amtsstuben hängt oder auf Geldscheinen, Münzen und Briefmarken prangt.

Bis in die Gegenwart stellt die Möglichkeit, Bilder zensieren und ihre Verbreitung kontrollieren zu können, ein Herrschaftsinstrument dar. Keineswegs darf sich jeder immer und überall und von allem ein eigenes Bild machen. Bildjournalisten müssen sich vor politischen Gipfeltreffen eigens akkreditieren lassen und haben nur Zutritt bei eigens inszenierten Fototerminen. Hier stellen sich Politiker so dar, wie sie gerne gesehen werden möchten. Wir

können uns nur ein Bild davon machen, wie sie Bilder von sich machen lassen. Was wir zu sehen bekommen, entscheiden nicht wir.

Wer bestimmt, was Menschen zu sehen bekommen, bestimmt darüber, was es in der Welt von der Welt zu sehen gibt. Auf diese Weise lassen sich buchstäblich „Weltbilder“ und „Weltanschauungen“ kreieren. Eine Weltmacht ist heute, wer die Kontrolle über Weltbilder ausübt.

Gleichwohl gäbe es diese Möglichkeit nicht, wenn nicht bereits im Bild selbst die Potenz und Tendenz der Herrschaftsausübung liegen würde. Noch einmal: Jede Macht lässt sich steigern durch die Macht des Bildes. Seine Macht liegt darin, dass es unsere Sinne und Emotionen gleichermaßen anrühren kann. Die Macht und den Zauber der Bilder zu brechen, kann darum auch ein Akt der Befreiung sein. Das Bildlose ist das Machtlose. Die Entmachtung der Herrschenden wird mit der Entfernung der Insignien ihrer Macht besiegelt. Im letzten Irakkrieg besiegelte der Sturz des Standbildes von Saddam Hussein seinen Machtverlust.

Die Spannung zwischen Bildgebrauch und Bildbestreitung prägte anhaltend auch die Stellung des Christentums zum Bild. Anfangs dominierte eine starke Reserve gegenüber dem Bild. Diese Reserviertheit resultierte weniger aus dem biblischen Bilderverbot, als aus der Ablehnung des römischen Staatskultes. Dieser verlangte die mit religiösen Gesten vorgenommene Huldigung der Kaiserstatuen. Und dies beschwor einen Konflikt mit dem Glaubensbekenntnis der Christen herauf, die dem Kaiser nur geben wollten, was des Kaisers ist – also keine religiöse Verehrung. Dieses politisch-theologische Motiv hat bewirkt, dass sich eine eigene christliche Bildkunst bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts nicht entwickelt. Danach kommt es jedoch zu einer raschen Auf-

wertung der kultischen Bedeutung von Bildern. Kultbilder gelten vor allem in der Ostkirche als weltimmanente Erscheinung von Transzendenz. Sie vermitteln die Teilhabe am Göttlichen und verdienen – wie die Ikonenfrömmigkeit zeigt – selbst religiöse Verehrung.

Im Osten definiert man das Besondere des Bildes durch seine Beziehung zum Abgebildeten. Im Bild wird das verehrt, was das Bild vergegenwärtigt und das nirgendwo sonst und anders als „bildlich“ erscheinen kann. Im Westen definiert man Bilder anders: Ein Bild zeigt, was es selbst nicht ist – und es ist selbst nicht das, was es zeigt. Die Materialität des Bildes (Leinwand, Farbpigmente, Holztafel etc.) hat mit der „Materialität“ des Abzubildenden nichts gemein. Ein gemalter Apfel ist kein „wirklicher“ Apfel, auch wenn er zeigt, wie ein „wahrer“ bzw. „idealer“ Apfel aussieht. Dies gilt auch für Bilder des Heiligen, Bilder der Transzendenz, Gottesbilder. Der Unterschied zwischen dem Sichtbaren und dem, was „außer Sichtweite“ liegt, muss gewahrt bleiben. Es darf nicht zu Verwechslungen oder Gleichsetzungen kommen. Im westlich-römischen Christentum wurde darum die religiöse Verehrung der Bilder durch die „Libri Carolini“ (791) prinzipiell verworfen. Bilder sollen jedoch als Kirchenschmuck oder als „biblia pauperum“ zur Illustration des Evangeliums für die Ungebildeten erlaubt sein.

Das über solche Veranschaulichungen hinausgehende Bedürfnis vieler Gläubigen nach einer sinnlichen Realpräsenz des Heiligen führt im Westen in der Folge jedoch zum Reliquienkult und zu einem magisch aufgeladenen Bilderlauben. Gegen eine Praxis, die im Bild nicht mehr das von ihm Repräsentierte, sondern das Bild selbst als Medium der Repräsentation verehrt oder sogar das Bild mit dem Abgebildeten identifiziert, macht dann die Reformation

Front. Martin Luther hat ebenso wie Johannes Calvin energisch die Entsakralisierung der Bilder betrieben. Aber die Gefahr des Missbrauchs in Form einer sakralen Bilderverehrung ist für ihn kein Grund, Bilder ganz abzuschaffen; Bilderstürmereien lehnt er entschieden ab. Die reformatorische Abwertung der Bilder hat vielmehr das Ziel, der Verwechslung von Bild und Abgebildetem, von Symbol und Symbolisiertem vorzubeugen. Den Bildern wird bestritten, die reale, sinnliche Gegenwart des Göttlichen zu sein und selbst kultische Verehrung zu verdienen. Denn: Bilder sind nicht das, was sie zeigen – und zeigen nicht das, was sie sind.

Man kann die Abwertung des Kultbildes durch die Reformation zugunsten von Schrift und Predigt als eine Etappe auf dem Weg zur ästhetischen Emanzipation des Bildes, zu seiner Stellung als autonomes Kunstwerk sehen. Die Gründe für diese Entwicklung liegen jedoch nicht allein und direkt bei der Reformation. Einflussreicher ist jene Bewegung hin zur europäischen Moderne, an der vor allem die italienische Renaissance ihren Anteil hat.

In Rom betreiben zu Beginn des 16. Jahrhunderts Michelangelo und Leonardo da Vinci eine Entsakralisierung der Bilder, die mit deren Ästhetisierung einhergeht. Hierbei werden die Bilder von der Aufgabe befreit, ein religiöses Heilsgeschehen zu vermitteln. Sie werden zu sich selbst befreit, zu ihrer eigenen Wirklichkeit und Macht: Bilder, die gefallen, unterhalten, informieren, aufrütteln, bloßen Schein verbreiten, Gefühle wecken, etwas zeigen und etwas verdecken. Die Frage ist nicht mehr: Was wollen die Bilder von uns? Respekt? Devotion?

Eine „höhere“ Macht ist ihnen jetzt genommen. Es geht keine andere Wirkung von ihnen aus als jene, die durch die Wahrnehmungs- und Deutungs-

sinne des betrachtenden Subjekts in diesem selbst entsteht. Der Weg zum autonomen, von allem Religiösen emanzipierten Kunstwerk und zum autonomen Kunstschaffen ist damit gebahnt. Das Kunstwerk hat eine eigene Realität und ist nicht auf eine Abbildungs-, Stellvertreter- oder Darstellungsfunktion in Bezug auf eine Realität außerhalb seiner selbst zu reduzieren

Moderne Kunst ist davon emanzipiert und auch darum abstrakt. Hat sie dann aber noch eine Aufenthaltsberechtigung in Sakralräumen?

Moderne Kunst will nicht mehr „etwas“ zeigen oder „etwas“ sichtbar machen. Sie will zeigen, wie man zeigen und sehen kann, wie man das Zeigen zeigen kann und wie sich das Sehen sichtbar machen lässt. Moderne Kunst lässt nicht „etwas“ erscheinen, sondern lässt aufscheinen, was Erscheinen heißt. Man könnte auch abkürzend sagen: Moderne Kunst macht offenbar. Ihr geht es um die Offenbarkeit des Sehens und Zeigens. Sie ist abstrakt, weil sie alles entfernt, was dieser Offenbarkeit entgegensteht. Sie will, dass wir selbst „ganz Auge“ sind.

Und darum ist sie in einem Sakralraum einer Offenbarungsreligion kein Fremdkörper. In der modernen Kunst geht es ebenso um „Epiphanie“ wie im Christentum. Der christliche Glaube kommt nicht bloß „vom Hören“ – wie im Römerbrief zu lesen ist. Er lebt auch vom Sehen. „Kommt und seht“ – heißt es bei den Synoptikern. „Siehe!“ ist der häufigste Imperativ im Johannes-evangelium. Man sieht aber nichts, wenn man das Sehen nicht gelernt hat. Es genügt nicht, bloß die Augen auf zu machen. Auch mit offenen Augen kann das Entscheidende „übersehen“ werden. Man muss sich zeigen lassen, wie man richtig hinschaut. Man muss sich zeigen lassen, wie sich im Zeigen das Zeigen zeigt.

Das gelingt vielleicht nicht beim ersten Mal. Es braucht den zweiten oder dritten Blick. Eine solche Blickfolge bieten die „Litaneien“ in dieser Kirche. Bilder, die zeigen, wie man sehen kann. Bilder, die ein „hin und her“, gleichsam einen „Wechselgesang“ von Zeigen und Sehen erzeugen. Bilder, die man immer wieder anschauen kann, weil sie den Blick frei machen. Sie sorgen für freie Sicht. Das können sie nur, weil sie selbst freie Bilder sind. Emanzipierte Bilder – auch religiös emanzipierte Bilder. Mein Respekt und mein Dank an die Künstlerin für diesen Freimut – über den die Gemeinde von St. Agnes in ebenso großen Maß verfügt. Genug der Worte: „Geht und seht!“

© Prof. Dr. H.-J. Höhn
Universität zu Köln
Institut für Katholische Theologie
Albertus Magnus Platz
50923 Köln